

## »Ohne den Faktor Individualität geschieht nichts«

Adelbert Reif im Gespräch mit dem ukrainischen Schriftsteller und Essayisten

Juri Andruchowytch

Geschichte und Kultur der Ukraine waren den meisten Westeuropäern bis zur »Orangen Revolution« im Herbst 2004 nahezu unbekannt. Erst durch dieses Ereignis und nach dem Erscheinen der Bücher bedeutender ukrainischer Autoren in deutschen Übersetzungen erfolgt auch hierzulande die öffentliche Wahrnehmung der Ukraine als ein eigenständiger kultureller und literarischer Kosmos. Auch wenn die jüngsten politischen Ereignisse vom September 2005 zeigen, wie zerbrechlich und anfechtbar das gemeinsame Regieren unter den Revolutionären ist, wird die öffentliche Aufmerksamkeit und Würdigung für die Ukraine nicht mehr schwinden. Mit seinem melancholischen Essayband »Das letzte Territorium« (2003) und dem Roman »Zwölf Ringe« (2005) hat insbesondere Juri Andruchowytch, der heute zu den wichtigsten Repräsentanten der ukrainischen Gegenwartsliteratur gehört, die Aufmerksamkeit des Westens auf sein Land gelenkt.

*Herr Andruchowytch, für die meisten Westeuropäer ist Ihr Land, die Ukraine, ein »unbekannter Kontinent«. Daran hat sich auch nach der politischen Wende zu Beginn der neunziger Jahre nichts geändert. Erst jetzt ist die Ukraine durch Ihren Essayband »Das letzte Territorium« und vor allem durch Ihren Roman »Zwölf Ringe« ins Bewusstsein der Öffentlichkeit getreten. Wie erklären Sie es, dass die Ukraine so völlig aus dem historischen und kulturellen Gedächtnis Europas fallen konnte?*

Der Grund liegt darin, dass die Ukraine sich als eine Art »Ballast« der Vergangenheit empfindet. Niemals in ihrer Geschichte besaß sie eine eigene Staatlichkeit. Immer war sie ein Teil anderer Staaten. Die letzte Teilung fand nach dem Ersten Weltkrieg zwischen Sowjetrussland und der neuen Polnischen Republik statt. Dieser Zustand währte bis in die jüngste Zeit. Erst 1991 kam es in der Ukraine zu einer großen politischen Wende, in deren Folge das Land seine staatliche Unabhängigkeit erlangte. Der Status der Ukraine, nicht selbstständig zu sein, bedeutete vor allem, dass sie nach außen kein Profil besaß: Ihre Kultur blieb unbemerkt und unbekannt. Hinzu kam, dass die inzwischen abgewählte ukrainische Regierung auch nach der politischen Wende von 1991 keinerlei Interesse an einer eigenen nationalen Entwicklung zeigte. Die Inhaber der Macht beschäftigten

sich ausschließlich mit ihren eigenen kommerziell orientierten Angelegenheiten. Es bot sich das Bild einer sonderbaren Mischung aus politischer Inkompetenz und stark ausgeprägter Energie zur Selbstbereicherung. Deshalb gab es auch keine wirkliche Kulturpolitik. Wenn sich die Ukraine irgendwo im Ausland präsentieren sollte, wurden diese Projekte durch die traditionelle Nomenklatura abgewickelt mit sehr viel staatlichem Geld und auf entsprechend niedrigem Niveau. Dass die nunmehr unabhängige Ukraine für ihre Tradition, für ihre Kultur, für ihre Zukunft werben wollte, war nicht zu erkennen. So wurde denn auch das erste Jahrzehnt unserer Unabhängigkeit von den oppositionellen Politikern im Rückblick als »verlorene Zeit« bezeichnet.

*Wenn man schon in Westeuropa von der Ukraine nichts wusste: Was wusste man in der Ukraine vom Westen? Von seiner Literatur und ihren verschiedenen Strömungen nach dem Zweiten Weltkrieg, von den philosophischen und wissenschaftlichen Diskursen ...*

Ohne die Kenntnis über den Westen in der Ukraine idealisieren zu wollen, muss man sagen, dass es sich diesbezüglich genau umgekehrt verhielt. In den intellektuellen Kreisen war man doch recht genau über die allgemeinen kulturellen und literarischen Entwicklungen

im Westen informiert. Das größte Problem bestand darin, dass nur relativ wenige Menschen bei uns westliche Fremdsprachen beherrschen. Das philosophische und literarische Erbe des Westens wurde bei uns in erster Linie durch die russischen und zum Teil auch die ukrainischen Übersetzungen angenommen. Das vollzog sich in mehreren Etappen. Nachdem zum Beispiel Jean-Paul Sartre Anfang der fünfziger Jahre eine Wendung zum Marxismus hin vorgenommen und sich als Freund der Sowjetunion deklariert hatte, wurde die Philosophie des französischen Existenzialismus besonders wichtig. Sartre besuchte sogar Lemberg und hielt dort an der Universität eine Vorlesung. Dann traten auch die mit dem Existenzialismus verbundenen literarischen Größen in unser Blickfeld, insbesondere Albert Camus. Später waren es die Vertreter des *nouvelle roman*. Gleichzeitig wurde auch die deutsche Philosophie rezipiert, etwa Werke von Theodor W. Adorno. Über Martin Heidegger diskutierte man freilich erst in den neunziger Jahren. Da wurden auch schon einige seiner Werke übersetzt.

Fast alles, was für die westeuropäische Kultur der letzten Jahrzehnte wichtig und wertvoll war, wurde auch bei uns bekannt und diskutiert und stimulierte den intellektuellen Diskurs. Natürlich waren zur Sowjetzeit die Grundlagen für diesen Diskurs recht unzulänglich. Nur in den seltensten Fällen hatten wir direkten Zugang zu Originalveröffentlichungen. Heute hingegen gibt es in Lemberg einen Kreis von jungen Germanisten, bestehend aus Absolventen der Universität Lemberg, die unglaublich viele Texte deutschsprachiger Autoren ins Ukrainische übersetzen und veröffentlichen, beispielsweise Arbeiten von Joseph Roth, deren Kenntnis für unseren literarischen Entwicklungsprozess von größter Wichtigkeit ist. Darüber hinaus nehmen sie sich aber auch der neuen deutschsprachigen Literatur an, wie etwa den »Simple Stories« von Ingo Schulze. Die Tradition des Übersetzens aus der deutschen Sprache ist in der Ukraine besonders stark verankert. Es gab bei uns in der Vergangenheit viele herausragende literarische Übersetzer aus dem Deutschen – und es gibt sie auch heute.

*Gab es in der Ukraine – ähnlich wie in Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und vor allem der Sowjetunion selbst – eine oppositionelle intellektuelle Elite?*

Nein. Die Gruppen oder Klubs in der Ukraine lassen keinen Vergleich mit der intellektuellen Opposition in Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei oder Sowjetrußland zu, weil die ukrainischen Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller zu 99 Prozent mit dem kommunistischen Regime kollaborierten. Wenn wir von den sechziger Jahren sprechen, so waren die kommunistischen Systeme in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei aus ukrainischer Perspektive eine »andere Welt«. Sie waren viel »liberaler«, so seltsam das in Ihren Ohren vielleicht klingen mag. Nehmen Sie nur die polnische Literatur. In Polen war der so genannte »Sozialistische Realismus« bereits Mitte der fünfziger Jahre am Ende. Natürlich stand auch die polnische Literatur unter dem Druck des Systems, hatten ihre Autoren unter den Unwägbarkeiten der staatlichen Zensur zu leiden. Dennoch kannte man in Polen nicht jenes Ausmaß an restriktiver Ideologisierung, wie es bei uns in der Ukraine jedes geistige Leben erstickte. Von Ungarn brauchen wir gar nicht zu reden. Die Ungarn hatten sich seit 1956 kontinuierlich ihre geistige Unabhängigkeit erkämpft. Und am weitesten vorgewagt hatten sich 1968 die tschechoslowakischen Reformisten unter dem Motto »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«. Das alles lässt sich überhaupt nicht mit der damaligen Lage in der Ukraine vergleichen.

*Sie haben als Lyriker debütiert. Bietet die Lyrik mehr Möglichkeiten, sich Freiräume zu schaffen und der Zensur zu entschlüpfen?*

Anfang der achtziger Jahre waren in der Ukraine Änderungen in der Verlagspolitik zu bemerken. Nach den repressiven Maßnahmen des Regimes gegen oppositionelle Intellektuelle, Künstler und Schriftsteller und der totalen kulturellen Stagnation während der siebziger Jahre, betrat nun die jüngere Generation die literarische Szene. Neue Autoren im Durchschnittsalter von etwa 25 Jahren begannen, ihre Bücher herauszugeben, wobei sich zeigte, dass es nunmehr

JURI ANDRUCHOWYTSCH wurde 1960 in Iwano-Frankiwsk/Westukraine, dem früheren galizischen Stanislaw, geboren. Nach seinem Studium in Lemberg und Moskau und nach Aufhalten in Westeuropa und den USA lebt er heute wieder in Iwano-Frankiwsk. Er debütierte als Lyriker und publizierte zahlreiche Essays und Artikel zu aktuellen Themen. In den achtziger Jahren mischte er die erstarrte Kulturszene der Ukraine mit einer literarischen Performancegruppe namens »Bu-Ba-Bu« auf, die insbesondere bei der jüngeren Generation Furore machte. Mit seinen Romanen »Rekreacij« (1992), »Moskoviada« (1993) und »Perverzija« (1999) avancierte er zum Klassiker der ukrainischen Gegenwartsliteratur. Auf Deutsch erschienen die Essaybände »Das letzte Territorium« (2003) und »Mein Europa« (zusammen mit Andrzej Stasiuk, 2004; siehe Buchbesprechung in diesem Heft) sowie der Roman »Zwölf Ringe« (2005).



möglich war, auch nicht politisch-ideologisch engagierte Poesie zu veröffentlichen.

In meinem ersten Gedichtband von 1985 verwandte ich das Bild der Engel. Die Engel waren zu dieser Zeit eines meiner Lieblingsbilder. Aufgrund der Zensur sah ich mich jedoch gezwungen, meine Texte dahingehend zu verändern, meine Texte dahingehend zu verändern, dass die Metapher der Engel in ihnen nicht mehr enthalten ist. Ich ersetzte sie durch Vögel und andere Bilder. Mein Ziel war, die in meinen Texten angesprochenen metaphysischen Befindlichkeiten in ihrer Substanz zu erhalten, ohne sie jedoch direkt als solche zu benennen. Aus solchen Erfahrungen heraus entstand in unserer jungen Poesie eine Richtung, die sich »Metaphorismus« nannte. Durch eine komplizierte und raffinierte metaphorische Sprache suchten wir auszusprechen, was politisch-ideologisch inkorrekt war und in offener Sprache nie die Zensur passiert hätte.

*Welche metaphysische Bedeutung haben die Engel für Sie? Geht es nur um die Erhaltung von etwas Vergangenenem oder um die Schaffung eines Zukünftigen?*

Meine Engel verstehen sich nicht als religiöse, sondern als ästhetische Figuren, wie etwa die Engel bei Rainer Maria Rilke, den ich im Alter zwischen 22 und 25 Jahren sehr intensiv ins Ukrainische übersetzte. Oder wie der Engel im Roman »Schau heimwärts, Engel« von Thomas Wolfe – mein Lieblingsbuch, als ich 17 Jahre alt war. Auch später kehrte ich immer wieder zu diesem Text zurück und ich bekenne, von allen Büchern, die ich bis heute gelesen habe, ist mir dieses eines der wichtigsten geblieben. Es ging mir darum, meine »eigene Fauna« zu schaffen: Engel sind für mich nicht in diesem biblisch-religiösen Sinne die Überbringer von göttlichen Botschaften, nicht die Vermittler zwischen Gott und Mensch, sondern sie sind in ihrer geflügelten Gestalt eine Art »fabelhafter Mischwesen«, die die Vielfältigkeit dieser Welt signalisieren. Paradoxiereise gelangte ich dank der damals bei uns herrschenden politischen Zensur zu dem Versuch, Engel anders als religiös zu verstehen. Nachdem ich gezwungen worden war, alle Stellen in meinen Texten, wo diese Engel ihr metaphorhaftes Wesen trieben, so umzuschreiben, dass sie als solche nicht genannt wurden und dabei doch ihre Metaphorik be-